Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 28 (1953)

Artikel: Hauptwil : Dorf und Landschaft
Autor: Koepfli, Albert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-700173

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

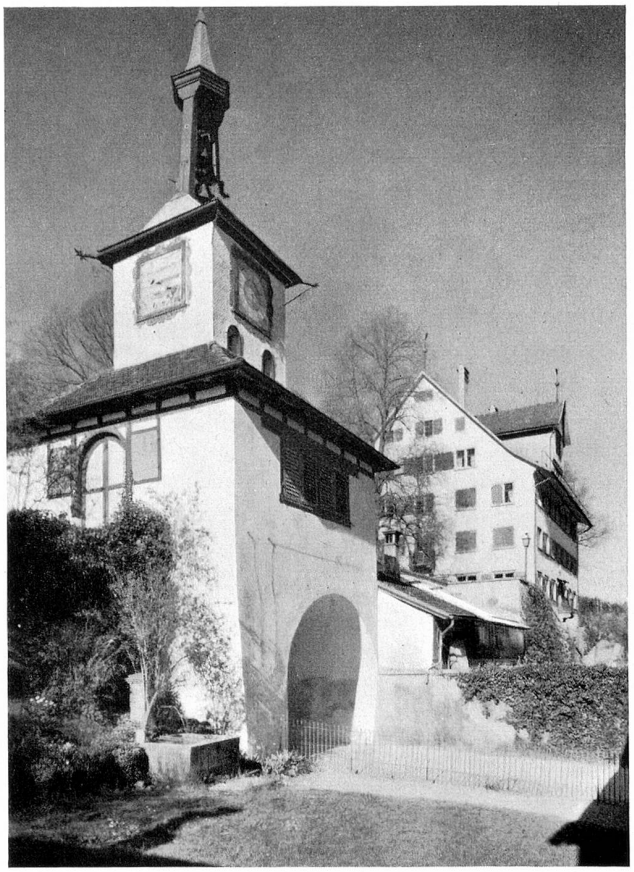
Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hauptwil

Dorf und Landschaft

Von Albert Knoepfli



Schloß und Tortürmchen, 1662–1672

Kaum hat die alte bucklige Landstraße in nachlässiger Schleife den Scheitel des Bischofsberges erklommen und muß sich unser Auge noch des Walddunkels entwöhnen, so tut sich dem geruhsamen Wanderer der Schrein eines lichtvoll-weit gespannten Fernblicks auf. Im beharrlichen Crescendo steigt die Alpsteinkette zum Krönungsschmuck der Landschaft auf; dieses Gebirge, das Maler und Poeten immer wieder bannte: dieser «ernstgewaltige Greis, mein Säntis mit der Locke weiß», wie ihn Annette von Droste-Hülshoff ansprach. Die Dichterin mag öfters nach Hauptwil hinübergepilgert sein und heimwehkranke Gedanken in die blaue Runde verwoben haben, wenn ihre männlichen Begleiter immer eifriger in gelehrten Gesprächen sich verpuppten. Wir denken an ihren Schwager, den patriarchalischen Freiherrn Joseph von Laßberg auf Eppishausen, dem der Frühling des Minnesangs weder im geistigen noch im leiblichen Leben zu läuten aufhörte und dessen Bibliotheca Villae Epponis Bücherfeinschmecker von weither anzog; durch gemeinsame Forschungen verbundene Seelen wie Jakob Grimm, Ludwig Uhland oder Gustav Schwab, welcher ja auch den sagenhaften Ursprung der Bischofszeller Thurbrücke in begeisterten Strophen festhielt. Vielleicht hat Laßberg den einen oder andern seiner berühmten Gäste in diese gottbegnadete Gegend geführt. Sicher aber genoß Johann Adam Pupikofer, der Nestor thurgauischer Geschichtsschreibung, literarischer Schildknappe des Nibelungenreiters Laßberg und hauptwilischer Schloßprediger, mit diesem und Annetten zusammen die stille Schönheit der Landschaft.

Das gültigste dichterische Gastgeschenk, wie es Lothar Kempter nennt, hinterließ jedoch Friedrich Hölderlin, der kurze Zeit als Erzieher im Gonzenbachschen Kaufhause zu Hauptwil wirkte und 1801 seiner Schwester schrieb: «Du würdest auch so betroffen, wie ich, vor diesen glänzenden, ewigen Gebirgen stehn, und wenn der Gott der Macht einen Thron hat auf der Erde, so ist es über diesen herrlichen Gipfeln.» Aber der Dichter flieht rasch vom grandiosen Einzelbild in die Vision des Allgemeinen. An seinen Freund Landauer berichtet er: «... sie sind wie eine wunderbare Sage aus der Heldenjugend unserer Mutter Erde und mahnen an das alte bildende Chaos, indes sie niedersehen in ihrer Ruhe, und über ihrem Schnee in hellerem Blau die Sonne und die Sterne bei Tag und Nacht erglänzen.» Und noch einmal rafft er das Landschaftserlebnis, reißt es aus dem Alltäglichen, übersteigen, ja, überspringen seine Gedanken die Stufen zu überirdischer Schönheit, ehe am Übermaß der Schritte sein Geist zerbricht: «Ruhig glänzen indes die silbernen Höhen darüber / Voll mit Rosen ist schon droben der leuchtende Schnee / Und noch höher hinauf wohnt über dem Lichte der reine / Selige Gott, vom Spiel heiliger Strahlen erfreut ...»

Durch die weite grüne Schale zu unsern Füßen windet sich der Horenbach, von Menschenhand in Dienst genommen und zurückgestaut zur Kette von Fischweihern, deren Auge oft kaum aufzublitzen vermag, so dicht umsteht sie der blonde Wimpernrand des Schilfes. Ihr träumend Wesen hat Karl Theodor Meyer-Basel mit Stift, Pinsel und Farbe in ein abgeklärtes Alterswerk eingefangen, als er in einem Nebengebäude des Schlosses sein Atelier aufschlug und in Hauptwil das

«Austragsstüberl» eines reichen Lebens und gesegneten Feierabend fand.

Das Dorf, welches sich am Haupte des untersten Weihers angesiedelt hat, blickt anders in die Welt, als seine thurgauischen Geschwister, die es schon in alemannischer Zeit zu etwelcher Größe und zu Ansehen gebracht haben. Hauptwil zählt zu den Benjaminen der Dorfschaften und verdankt sein junges Dasein und Blühen ganz der Kaufmannsfamilie der Gonzenbach. Ein farbiger Marchenplan auf quadratmetergroßem Pergament zeigt den sehr kleinen, locker gestreuten Weiler etwa um 1660. Als bescheidenes Hauptgebäude das vielleicht schon im 16. Jahrhundert errichtete Schlößli, welches den jeweiligen Herren von Blidegg als Inhabern der Gerichtsherrlichkeit diente. Dazu ein schmächtiger Rundturm, die sogenannte Rondelle und das Jägerhaus, eine kleine Mühle und etliche Bauernhöfe: Ergarten, Höfli, Hofbauern- und Althaus. Dieses Hämpflein von acht bis zehn Häusern war aber auch alles und «Hoptwile» mochte noch kleiner gewesen sein, als es, erst 1415, in die urkundliche Geschichte eintrat. Der Name dürfte doch eher nach dem Sitz des Gerichtes, als nach der Lage an der Stirnseite des untersten Weihers gebildet worden sein. Denn es ist anzunehmen, daß dieser nicht wesentlich früher entstand, als seine vier östlichen Genossen, deren Anlage durch das Pelagienstift Bischofszell in die 1430er Jahre fällt. Die Ortsbezeichnung scheint also älter zu sein.

Der Gonzenbachsche Besitz in der Gegend reicht in die Bischofszeller Zeit des Geschlechtes zurück. Der hier ansässige Schwarzhans Gonzenbach, der sich erst von der äbtisch-st.-gallischen Leibeigenschaft loskaufen mußte, bezog 1552 vom Kunzenhof in Hauptwil einen Jahreszins von zwei Mütt Kernen und zehn Schilling Pfennig. 1597 wohnt schon ein Gonzenbach zu Hauptwil, Jakob, und dieser verkauft seinem Bischofszeller Vetter B. Rietmann den halben Anteil an innerer und äußerer Mühle samt Säge und Weiher, ferner den Burkhardshof und sein eigenes Haus. Der Sohn Bartholomaes, Heinrich, erwirbt 1607 das St. Galler Bürgerrecht. Unter dessen zahlreichen Kindern zeigen besonders Jakob und Bartholomae Gonzenbach im Leinwandhandel einen glücklichen Spürsinn. Aber sie verfangen sich mit ihrer freisinnigen Auffassung der Geschäfte eins übers andere Mal in die st. gallischen Zunftgesetze, besonders, als sie auch leichte «Schwabenleinwand» zu bleichen und zu vertreiben versuchen. Verdrossen entschließen sie sich, der Äbtestadt den Rücken zu kehren, finden in Hauptwil, wo sie reich begütert sind, nicht nur günstige Wasserkräfte, sondern errechnen auch, daß in dieser freiheitlichern Luft ihre kaufmännischen Talente weniger unter den Scheffel gestellt werden müßten. Unter anderm erwies sich schon damals, daß die Löhne auf dem Lande bis zu einem Drittel unter den städtischen Ansätzen lagen.

Und nun verfolgen sie harten Willens Schritt für Schritt das gesteckte Ziel. 1653 erwerben sie, zunächst pfandschillingweise, aus dem Besitz der Hallwil auf Blidegg den Gerichtsbann Hauptwil, ein Jahr später von den Bernhausen auf Hagenwil die östlich an Hauptwil angrenzende Vogtei Freihirten. 1664 sichern sie sich endgültig die niedern Gerichte über «ihr Dorf», in dessen Bezirk sie bereits ihren Besitz stattlich erweitert hatten und auch in der Folge weiter abrundeten. Vielfach wird in der Geschichtsliteratur behauptet, dies alles hätten sie als Lehen aus der Hand des Abtes von St. Gallen empfangen. Daß in dieser Frage sogar das im 18. Jahrhundert aufgezeichnete Merkbuch des thurgauischen Landvogtes nicht klar sah, rührt daher: Ein 1512 zu Rapperswil gefällter Schiedspruch hatte die rechtlichen Verhältnisse in der Grenzzone von Landgrafschaft Thurgau und äbtisch-st.-gallischen Gebieten festgelegt. Der Vertrag gewährte dem Abte von St. Gallen in einigen konstanzischen Gerichten, deren Lehensherr der Bischof war, das Huldigungs- und Mannschaftsrecht, das heißt die militärische Oberhoheit. Diese recht außergewöhnliche Aufsplitterung der Rechte führte dazu, im Abt den zweiten Lehensherren zu sehen.

Als am 14. März 1664 die eidgenössischen Tagsatzungsherren zu Baden dem Flecken Hauptwil das Marktrecht zubilligen, hat sich der ehedem öde Ort, wie ihn eine zeitgenössische Schilderung nennt, schon nach großzügigem Plan in ein stattliches Dorf umzuwandeln begonnen. Im Herbst 1661 trifft vom Landvogt die Bewilligung für den Bau von Ziegelöfen und Kalkhütten ein. Das läßt auf große Bauvorhaben schließen. 1662/1665 entsteht das hochragende Schloß, das sich über einer Terrasse aus der sanften Umarmung des südlich verflachenden Bischofsberges löst. Es hält nicht als trotzige Burg ungezähmte Untertanen im Schach; es überwacht in väterlich ordnender Freundlichkeit das emsige Treiben in den ausgedehnten Gewerbeanlagen. Und es dient dem Besitzer nicht nur als herrschaftliche Wohnung; auch Schreibstuben, Gewölbe und Leinwandgemächer sind darin eingerichtet. Nordwestlich, am Kirchweg nach Bischofszell, beginnt mit dem Tröckneturm die den Sorenbach rechtwinklig schneidende, gerade ausgerichtete Reihe der Fabrikationsgebäude: Mange-, Farb-, Bleich- und Bauchhäuser mit Bütten und Kesseln, Walche, Garn- und Seifenhaus, Weberei, Schmiede und Schlosserei, Ziegelhütte und Wirtshaus. Im Talgrund dominiert das erst 1671 fertig gestellte, mächtige Kaufhaus. In seinem Untergeschoß klappern sieben Webstühle; den Eingang flankieren Läden, Korn- und Waaghaus. Der erste Boden beherbergt zwei Haushaltungen; im zweiten Stockwerk liegt in weiten Sälen die Leinwand und im Dachgeschoß faßt die Kornschütte die Fülle des Sommers. Die ganze, fast in einem Guß aus dem Boden

Der Kanzelfuß, ein Werk Jakob Ammanns, 1713

gewachsene Siedelung erscheint zur Hauptsache schon auf einer leider zur Zeit verschollenen Vedute, die (nach der Photographie zu schließen) um 1670/80 gemalt worden ist. Die damals entstandenen Bauten haben dem Dorf dauernd das Antlitz geprägt. Von ihm sagte Pfarrer Anhorn in der 1675 für Kaspar und Ursula Gonzenbach gehaltenen Hochzeitspredigt, es bedeute hier Handel und Kaufmannschaft so recht «Acker, Pflug, Ochs und Brotkorb».

Die Dorfherrschaft bot aber nicht nur Verdienst und sorgte auf buchhalterische Weise für das Gedeihen der Geschäfte, dessen Fäden trotz Rückschlägen und widrigen Konkurrenzneides bald in alle Welt reichten. Die Gonzenbach haben den Ort auch geistig weitgehend geformt. Mit einer Zähigkeit ohnegleichen erkämpften sie eine Reihe kirchlicher Privilegien, wobei mitunter der Zweck die Mittel zu heiligen vorgab. Seit 1667 läuteten zwei Glocken des Tortürmchens zu Wochenpredigt, Kinderlehre und Sonntagabendgebet, die ein eigens bestellter Schloßprediger zu halten verpflichtet war. Am 22. Februar 1671 legte ein Codicill den Grund zur Hauspfarrerpfrunde. Dies alles wurde sowohl vom Chorherrenstift Bischofszell, als Kollator auch der dortigen reformierten Pfarrkirche, vom bischöflichen Vogt als dem Vertreter des bischöflichen Lehensherren und nicht zuletzt von der eine Schmälerung bischofszellischer Einkünfte fürchtenden reformierten Gemeinde mit mißtrauischen Blicken verfolgt. Als dann die Tagsatzung am 26. August 1693 der Familie Gonzenbach Tauf- und Beerdigungsrecht in Hauptwil selbst zubilligte, geschah es zwar auf Empfehlung des thurgauischen Landvogtes und der gnädigen Herren in Zürich, aber unter der Voraussetzung, daß das Stift begrüßt worden sei. Das hatte man aber geflissentlich unterlassen und deswegen kam es am 11. Juni des folgenden Jahres zum Rückzug der Bewilligung. Der Zwölferkrieg und die Bestimmungen des Landfriedens gaben der Sache neuen Auftrieb. Diesmal gelang sie trotz bischofszellischer Widerstände. Mit Eifer rüsteten die Gonzenbach ein größeres Gemach für den Gottesdienst her und ersetzten ein schon 1706 nachgewiesenes kleines Orgelwerk – dem ersten, das im Thurgau nach der Reformation in einem reformierten Gottesdienst erklang – durch das größere Instrument mit reichgeschnitztem Gehäuse, welches heute in der Hauptwiler Kirche steht. Auch Kanzel, Bestuhlung und Taufstein wurden erneuert und für das Abendmahl ein silbervergüldter Kelch, eine Platte und zwei Kannen angeschafft. Über die Auslegung der Privilegien fiel noch manch unwilliges Wort, vor allem bevor 1736 beim Schloß der Friedhof angelegt wurde.

Auch das «hauptwilische Erziehungsdepartement» hatte oben im Schlosse seinen Sitz. Ein 1671 gestifteter Armenfonds ermöglichte bedürftigen Dorfkindern den Besuch der Schule, die bis 1719 der jeweilige Schloßprediger und dann, gesondert von der Erziehung der junkerlichen Jugend, ein besonderer Schulmeister betreute. Am 20. März 1744 kam eine weitere Verschreibung zugunsten der Schule zustande, die 1767 die Eröffnung einer Freischule ermöglichte, welche allen Bekenntnissen offen stand; 1772 weihte man das bescheidene Schulhaus zu Füßen des obern Schlosses ein, in dem heute die Feuerwehr ihre Gerätschaften verwahrt: «Einst zu Lehr, Jetzt zur Wehr».

Auf das Bild der herrschaftlichen Geschichte, die immer zugleich auch Dorfereignis war, fallen allerdings auch die Schatten eines Generationen überlebenden Streites zwischen den Bewohnern des großen obern Schlosses und des untern Schlößli. Schon am 11. Mai 1693 hatte Hans Jakob Gonzenbachs gleichnamiger Enkel im obern Schloß die Anteile der Nachkommen des Bartholomäus Gonzenbach am 1665 gegründeten Fideikommiß ausgelöst und war so alleiniger Herr über das obere Schloß mit Wohnungen und Umgebäuden, Stauchenhaus, Stallung, Truck und Torkel, Zeithaus und Gärten geworden. Auf dem untern Schloß aber, dem ehemaligen «Schlößli», saß sein Vetter Anton, der mit dieser Ausscheidung seine gerichtsherrlichen Rechte nicht preisgegeben glaubte. Wohl teilte man nach bitterm, auch in Tätlichkeiten überbordendem Zanke 1725 die strittigen Rechtstitel,

aber innerlich kehrten sich die beiden Häuser weiterhin frostigen Sinnes den Rücken. Bis den feindlichen Linien endlich auch ein Romeo und eine Julia erschienen: der Sohn Anton aus dem untern Schloß kehrte häufig und gern bei Hans Jakob im obern Schloß und noch lieber bei dessen Fräulein Schwester Ursula ein. Die hin- und hergesponnenen Fäden verwoben sich schließlich am 6. November 1770 zu einer familienversöhnenden Vermählung.

Nun vereinigten sich beide Zweige zur Krone einer letzten Glanzzeit. Waren auch Fallimente nicht erspart geblieben, so hatte doch der Gonzenbachsche Handel schon längst über den schweizerischen Markt hinausgegriffen, hatte bis in die Städte der Lombardei geblüht und sich von eigener Niederlassung in Lyon aus in Frankreich entwickelt, in Portugal wie in Frankfurt am Main Fuß gefaßt und gar sich bis Peru ausgedehnt. Der hauslichere Anton war 1783 ins eigens für Wohnzwecke schön ausgebaute «Kaufhaus» gezogen. Er erlag nicht kleinlichem Krämergeiste. Vielmehr huldigte er als Mann der Aufklärung manchem Fortschritte seiner Zeit. So stattete er als einer der Ersten sein Haus mit Blitzableitern aus; er ließ, wahrscheinlich auf Empfehlung des hierin bahnbrechenden Medicus Jakob Christoph Scherb aus Bischofszell, seine Kinder gegen die echten Pocken schutzimpfen, er interessierte sich für Literatur und Naturwissenschaften, kurz und gut, er zeigte sich neuen Dingen und Ideen gegenüber recht aufgeschlossen. Hans Jakob im obern Schloß versuchte den Handel, ohne Erfolg, auch auf Baumwolle, Kaffee, Olivenöl, Gummi, Seide, Papier und anderes auszudehnen, erwies sich aber sonst in geschäftlichen Dingen gleichfalls als begabt. Er vor allem war auf standesgemäße Erziehung seiner Kinder bedacht, besonders in der Ausbildung des vornehmlich umsorgten Sohnes. Diesen «Erbprinz» hatten alternde Tanten, wie der Friedrich dem Großen von Preußen dienende Onkel Paul spöttisch bemerkt, als das «Heil von Hauptwil» begrüßt. Seine ausgedehnten Studien schloß er 1775/1776 mit einer anderthalbjährigen «Tour d'Europe». Diese verschlang die Kleinigkeit von vierzehntausend Gulden. Und als der heimgekehrte Junior seine Braut, Margaretha Dorothea Zollikofer von Altenklingen im Galawagen von Sankt Gallen nach Bischofszell an den Traualtar führen wollte, mußte für die Durchfahrt der Prachtskutsche der schmale Weg von Goßau ab eigens baumfrei und breiter gemacht werden. Dies alles riecht nach Erzaristokratie. Aber dieser Junker Gerichtsherr im obern Schloß war kein verbohrter Kopf. Er ging rasch auf den Ton einer neuen politischen Aera ein, als der Färber Joachim Brunschweiler ihm seine Pläne für die Befreiung des Thurgaus ratsuchend anvertraute. Junker und Handwerker reichten sich die Hand zu gemeinsamem Unterfangen: in einer Stube des obern Schlosses kamen jene «Unmaßgeblichen Vorschläge» zu Papier, welche allen Freunden der Freiheit zur reiflichen Überlegung gewidmet waren. Jenes Dokument eines «Thurgöwischen Volksfreundes», das gewissermaßen zum Taufzeddel des befreiten Thurgau geworden ist. Dies dürfen wir nie vergessen, wenn schon uns der Edelmann als Bürger, der spätere helvetische Regierungsstatthalter, durch sein wankelmütiges Einlenken beim Einmarsch der reaktionären Österreicher enttäuscht und wir ihn ins Ausland fliehen sehen. Nach seiner Rückkehr hatte er seine öffentliche Rolle ausgespielt und dem politischen Zusammenbruch folgte der wirtschaftliche. Sein Weinhandel brachte ihm stete Verluste ein. Zuviel hatte er auf Jagd, Spiel, auf künstlerische und wissenschaftliche Extravaganzen verwandt. Sein sinkender Stern, die Kriegswirren und das allgemeine Zurückgehen des Leinwandhandels blieben nicht ohne Einfluß auf Familie und Geschäft Antons, der, durch Tod seiner Söhne und seiner Gattin schwer geprüft, vereinsamt seiner ältesten Tochter Sabina nach Paris gefolgt war, wo er 1819 starb. 1812 und 1814 fanden das Schlößli und das Kaufhaus neue Besitzer. Hansjakob hatte Hauptwil schon spätestens um 1809 verlassen und beschloß seine Tage sechs Jahre darauf in Winterthur. 1843 mußte der Gonzenbachsche Fideikommiß aufgelöst werden, 1845 befristete man die freie Benützung der Schloßkapelle auf dreißig Jahre und regelte die Übernahme des Inventars durch eine vom Schloßbesitzer unabhängige Kirchgemeinde Hauptwil. Diese schuf gegen die Jahrhundertmitte einen eigenen Gottesacker und schloß sich als Filiale 1862 der evangelischen Pfarrei Bischofszell an. Die Dorfkirche, welcher man 1948 innen und außen gehörig am stilkranken backsteinernen Leib herumgedoktert hat, erstand 1886 als architektonisches Kind ihrer Zeit; sie nahm Kanzel, Orgel und Taufstein aus der Schloßkapelle herüber. Das Schloß selbst gelangte 1879 in die Hand der Familie Brunschweiler, die wesentlich Anteil nahm an einer in den Dreißigerjahren des letzten Jahrhunderts aufkeimenden pietistischen Bewegung. Major Emanuel Brunschweiler stellte das Schloß dem freien Theologen Otto Stockmayer zur Verfügung, der dort in den Sommermonaten leiblich und seelisch kranke Gäste pflegte, bis 1917 sein Tod dem Werk ein Ende bereitete. Nach kurzem Gastspiel des Barons von Kleist-Gonzenbach erwarb die Thurgauische Gemeinnützige Gesellschaft das geräumige Haus und brachte in den Umgebäuden ein Altersheim, im Haupttrakt eine Haushaltungsschule unter. Nun gestaltet man bekanntlich auch das eigentliche Schloß so um, daß weitern alten Leuten ein schönes, freundliches Heim geboten werden kann. Leider hat ja die Haushaltungsschule eingestellt werden müssen.

Doch nicht nur im Schloß, auch im Dorf hatte sich manches gewandelt. Als 1798 der Junker aus dem

Ehemalige, 1735 erbaute Walche, der heutige Spittel

Schlosse und der Färber Brunschweiler sich begegneten, entsprang dieser Verknotung der absteigenden Gonzenbachschen Schicksalslinie mit der aufstrebenden Kraft eines unverbrauchteren Geschlechtes eine hocherfreuliche politische Tat. Die ferneren Akzente auch in der Wirtschaftsgeschichte Hauptwils setzten daher nicht mehr die Leinwandherren Gonzenbach, sondern die Färber Brunschweiler. Johann Joachim war aus Erlen zugezogen, hatte 1787 die Couleurfabrik für Garne eingerichtet und schon seit 1790 Krapp verarbeitet. Die Firma vermochte sich kurz vor der Wiener Weltausstellung des Jahres 1873 von Echt-Türkischrot auf Alizarinfärberei umzustellen und hat stets den wechselnden Bedingungen des Weltmarktes sich anzupassen verstanden. Daneben siedelten sich neue Industrien an und sie haben die eine oder andere Bresche geschlagen in die einzigartige frühere Geschlossenheit des Textildorfes. Nicht überall konnte einfach neuer Wein in alte Schläuche gefüllt werden. Die Bleich-, Netz- und Tröcknefelder sind verschwunden, die klappernden Räder der Walk-, Säg- und Mahlmühlen für alle Zeiten verstummt und von den Kauf-, Farb-, Mang- und Bleichhäusern erinnern vielfach nur noch altersgraue Gebäulichkeiten an die ehemalige Betriebsamkeit, die den Pfarrer Bartholomaeus Anhorn in Erstaunen setzte. Aber die Siedlung, von einer friedvollen Landschaft weich umfangen, hat so Vieles an geschichtlichen Zeugen und architektonischen Überraschungen zu bewahren verstanden, daß man den Hauptwilern nur zurufen, sie nur herzlich bitten kann: Tragt Sorge zu einem noch nicht veramerikanisierten, schönen Thurgauerdorf!

Das Schloß Hauptwil

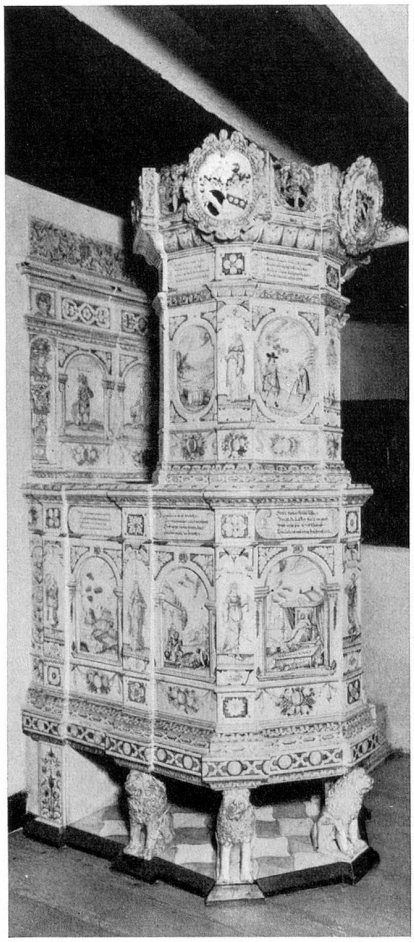
Seitdem Pulver und Blei feste Türme und selbst auf Felskanzeln thronende Burgen erreichen konnten, verloren mittelalterliche Wehranlagen dieser Art zusehends an Bedeutung. Auch die Bewohner waren andere geworden: die in Vollrüstungen klirrende Ritterherrlichkeit starb aus; anstelle gebürtigen Adels drängten sich Bürger- und Bauerngeschlechter. Die verminderte Wehrfähigkeit der alten Burg und die neuen Ansprüche, welche nach Samt und Seide gelüstende, neugebackene Junkersfamilien an sie stellten, veränderte ihre Bauweise. Der bequeme Verwaltungs- und Wohnsitz verdrängte das alte Raubritternest. Neue Schlösser entstanden nicht mehr auf einsamen, schwer erklimmbaren Gräten. Man bevorzugte die besiedelten Niederungen und behauptete den Rang durch eine mehr oder weniger bescheidene Prunkentfaltung. Altenklingen und Sonnenberg sind im späten 16. Jahrhundert wohl nur deshalb noch als Höhensiedlungen gebaut worden, weil sie an Stelle älterer Sitze traten. Aber ihnen fehlt das Rückgrat der mittelalterlichen Burg, der stämmige Bergfried. Ihre Gebäudeteile unterscheiden sich in nichts vom spätgotischen Steinhaus der Städte, wo die abgetreppten Giebelschilde das Satteldach überragen. Und was sich an wehrhaftem Mauerwerk erhalten hat, dient oft mehr der Dekoration, als dem Ernstfall. Dieselben Gebäudeformen zeichnen die Schlösser von Hüttlingen, Bischofszell, Arbon und Bürglen aus, wenn wir bei den drei zuletzt erwähnten von den ältern Türmen absehen.

Unser Junkern- und Kaufmannssitz Hauptwil hat die militärischen Ambitionen noch weiter zurückgestellt. Daß wir trotz der spätgotischen Großform das 16. Jahrhundert verlassen haben, zeigen die Giebelseiten, welche nicht höher trachten als die Längswände und daher auch der krönenden Treppen entbehren. Die Fenster der drei Hauptgeschosse sind nicht mehr zu Reihen gesellt, sondern in gleichmäßig symmetrischer Streuung auf der Südfront über sieben, auf den übrigen Seiten über fünf Achsen verteilt. Einzig die beliebte Unterteilung durch einen gotisch profilierten Pfosten erinnert an die eben zurückliegende Zeit. Ob die Gonzenbachschen Bauten – das Schloß, das Kaufhaus und vier weitere Fabrikationshäuser sowie der erst 1735 gebaute heutige «Spittel» – das ihnen eigentümliche Motiv des Kreuzgiebels vom Bauernhaustypus des ostschweizerischen Alpenvorlandes übernahmen oder ob wir es einfach mit einer mehr zweckbedingten Weiterbildung der Lukarnen zur Belichtung des Dachgeschosses und zum Einbau von Aufzugswinden zu tun haben? Es scheinen beide Elemente mitbeteiligt zu sein; das mächtige leicht gebrochene Satteldach des Schlosses wird vom zweistöckigen und leicht vorkragenden Quergiebel schmal und fast turmartig hoch bis zu den Hauptfronten durchdrungen. Die gewaltige Seilwinde allerdings war hier auf der Ostseite angebracht und hat erst kürzlich den Umbauten weichen müssen.

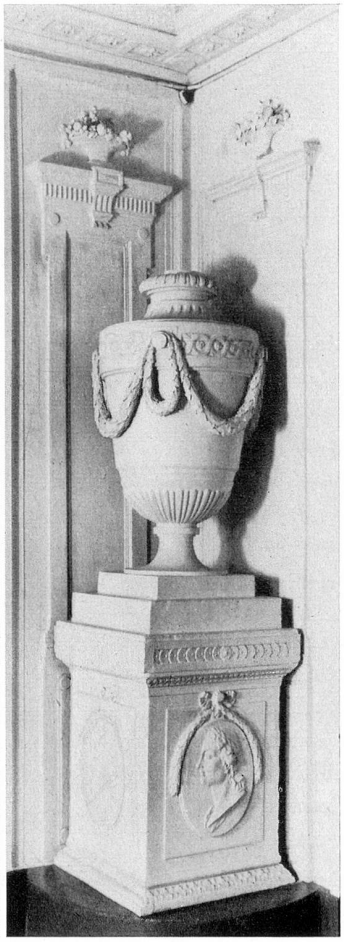
Daß der Schloßbau trotz seinen konservativen Elementen als ein Kind des Barocks zu betrachten ist, er-

scheint vollends klar, wenn wir den Einzelheiten nachspüren. Die Terrasse, aus der sich das Gebäude nur mit der tiefer reichenden Südfassade löst, wird im Westen durch das reizende Tortürmchen markiert, dem wir erst am Schlusse noch einige Worte widmen wollen. Den nördlichen und östlichen Beschluß besorgt ein Winkel niedrigerer, aber langgestreckter Nebengebäude. Wir schreiten unter dem Blätterschirm mächtiger Linden am geräumigen, sechskantigen Brunnenbecken vorbei zum Westeingang, den wir über eine bescheidene, aber originell geführte Freitreppe erreichen und über dessen Rundbogenportal ein steinerner Balkon schützend auslädt. Lieblose Sparsamkeit hat die Bildhauerarbeit der Tragkonsolen abgeschrotet und zu plumpen Zementformen vereinfacht. Wie die zu Voluten eingerollten, mit Schuppen, Akanthus und Beschlägwerk verzierten Träger einst aussahen, erkennt man am stark ausgewitterten, aber noch originalen, östlichen Gegenstück und am Balkon der Südfassade, der besonders schön ausgestattet ist. Masken und Fruchtgehänge bereichern hier die Werkstücke. Die durchgesteckten Spiralen des schmiedeisernen Geländers verbreitern sich zu Schoten, Kämmen und Fabelwesen. Die darunter sich öffnende Rundbogentüre führt in das mittlere der ebenerdigen, nur nach Süden geöffneten Leinwandgewölbe, welches ab 1713 als Hauskapelle diente. Den drei Haupteingängen zum Schloß, welche von besagten Balkonen ausgezeichnet werden, sind charaktervoll geschnitzte Eichentüren eigen. Alle imitieren einen aus Keilsteinen gefügten, pilastergestützten Blend-Bogen mit akanthusbelegtem Scheitel, zu dem in der Mittelachse eine stärker vortretende kannellierte Säule oder eine mit Traubenranken geschmückte Lisene aufsteigen. In den leeren Feldern sitzen schmiedeiserne Zierrosetten, Beschlägstücke und an der Westtüre ein Türklopfer von sehr guter Form. Haben wir den schweren Flügel aufgestoßen, so betreten wir die Sandsteinfliesen eines schmalen, langen Ganges, wie er auch in den übrigen Stockwerken das Haus von West nach Ost in der Mitte auf die ganze Länge durchzieht. Die steilen Schirme zweier Kaminschosse ruhen auf Trägern, deren Front mit Scheibenschnüren belebt ist und die in akanthusbelegten Doppelvoluten enden. In die von einer Säulenarchitektur gerahmten Türen sind schlanke, mitunter beinahe drahtartig anmutende Ranken, Beschlägwerk- und Doppeladlermotive eingelegt. Sie verraten, daß sich die Kunsttischler jener Zeit nicht sehr stark von den Vorlagen der Renaissance entfernt haben, ähnlich den Schmieden, die in den Arbeiten noch sehr an die Flötnerschen Arabesken erinnern. Dem geschmeidigeren Material entsprechend sind die Stukkateure mehr dem Zeitstil verhaftet, wo sie auf die beidseitig abgewalmte Decke Rosetten, Zweige, Fruchtstücke und gefiederte Engelsköpfe in saftigen plastischen Formen auftrugen. Aber all die prallen Herrlichkeiten sind geometrisch gebändigt durch kräftige Rahmen, so daß wir auf abgezirkelte französische Gärten zu blicken vermeinen. Wie ganz anders geartet erscheinen demgegenüber die Stukkaturen, welche ein knappes Jahrhundert später Meister der Rokokozeit an Decke und Wände der Eckzimmer zauberten. Alles ist leichter, schwereloser und zugleich pikanter geworden; in leichtfüßigem Reigen übertanzen die flockigen Formen die architektonischen Grenzen. Die flachen Profile vermögen dem Kurvenspiel nicht mehr Halt zu bieten, das sich überallhin, ja sogar bis zum Gesimse des Hochtäfers und dort um die Spruchkartuschen fortspinnt. Ist dieser Zierrat etwa ins dritte Viertel des 18. Jahrhunderts zu setzen, so fällt die Ausstattung des großen Mittelzimmers in die Zeit des Louis-seize. Man hat damals das Ränkespiel des höfischen Rokoko satt bekommen; man orientiert sich in der Revolutionszeit nach den vermeintlichen geradlinigen Bürgertugenden des klassischen Altertums und erblickt parallel dazu das ebenso geradlinige Formideal im Stil der Antike. Die Ofenummantelung, die sich in einer Nische über einer gestelzten Mäandertrommel und mit Flammenbecken gekrönt auftürmt, die als Pendant gedachte lorbeerumkränzte Ziervase, welche auf einem Postament mit Bildnismedaillons steht, die beiden Sopraporten mit puttenreichen Jahrzeitreliefs zeugen in schneeigem Weiß von diesem Geist. Daß hier nicht nur

Der Gang im Erdgeschoß des Schlosses



Aus dem Schloß Hauptwil stammender Pfau-Ofen von 1665; heute Schloß Buonas am Zugersee



Schloß: Louis seize Ziervase im Südzimmer des Erdgeschosses; um 1780

Steckborner Ofen im Erdgeschoß des Schlosses; Mitte 18. Jahrhundert Werk der Hafner Meyer und des Ofenmalers Kuhn

nach französischen Vorlagen gearbeitet, sondern fertige Formteile aus Frankreich importiert wurden, geht unter anderem auch daraus hervor: die Reliefs sind nicht frei gearbeitet, sondern von guten Modeln abgegossen; so erscheint das Mittelmotiv der westlichen Sopraporte haargenau gleich in einer Stuckrondelle des Kreuzlinger Bürgerhauses «Rosenegg».

Wäre die Ausstattung des Schlosses Hauptwil noch vollständig, so vermöchten wir nicht nur am Beispiel seiner Stukkaturen, sondern auch an den Ofenbauten das Wesen von drei Hauptstilen aufzuzeigen. Des Louis-seize-Ofens – ein originelles, seltenes Stück – haben wir soeben gedacht. Noch nicht zur Freiheit des Rokoko-Dekor ist Rudolf Kuhn vorgestoßen, der den aus der Werkstätte der Steckborner Hafner Daniel und Hans-Heinrich Meyer stammenden Turmofen im Südostzimmer blau auf weißen Grund bemalt hat.

Fünf bunte Löwen, wohl wie einige farbige Kacheln ältern Datums, tragen den Unterbau. Lisenen, Unterfries und Attika zeigen in reicher Federwerkrahmung von Tieren und Figuren belebte Landschaften, die kassettierten Füllkacheln Jagdszenen und Flußbilder. Der Form nach, in welche Kuhn seine von Erzählerfreude getragenen Schildereien und die eher altertümliche Ornamentik gefaßt hat, könnte der Ofen um 1730/1740 entstanden sein; doch ist es wahrscheinlich, daß die nach dem großen Brand von Bischofszell (1743) reich mit Aufträgen bedachten Hafner bei dieser Gelegenheit auch nach Hauptwil gerufen worden sind. Das freudig-elegante Stück stand ehedem in einem anderen Raume des Schlosses und wurde erst hieher versetzt, als aus dem Südostzimmer – leider, leider – jener bunt bemalte Ofen nach dem Schlosse Buonas verpflanzt wurde, der das Datum 1665 trägt und bisher dem Winterthurer Hafner Hans Heinrich Graf zugeschrieben worden ist. An einer der durchbrochenen Kranzkacheln finden sich jedoch die Initialien D.P. und auf einer Stirnkachel der Sitzstufen der volle Namenszug Abraham Pfau aufgemalt, was eindeutig auf die weit herum berühmten Hafner Abraham und David Pfau in Winterthur weist. Für diese wie für die Grafwerkstätte arbeitete der unbekannte Ofenmaler, dem Bartholomae und Hansjakob Gonzenbach ein merkwürdiges Bildprogramm zur künstlerischen Verwirklichung auftrugen. Auf den Li-

senen des Unterbaues, durch lateinische Namen und entsprechende Attribute gekennzeichnet, erscheinen personifiziert Hoffnung, Treue, Gerechtigkeit, Stärke, Mitleid und Vorsicht, auf den Rahmenstücken des Turmes die Jahrzeitfiguren. Auf die Füllkacheln jedoch, elf zugehörige Vierzeiler illustrierend, ist eine eindrückliche Philippika gegen jede Unmäßigkeit leiblicher Genüsse verteilt: «Schlůker es ist all dein betten, / Ein verschmächter rauch vnd stank: / Gott weisst darfür keinen danck / Nüchter můsstu für In tretten» wird der Raucher belehrt, und in ähnlicher Tonart geht es gegen die Weinseligen: «Bacchus süssen weine reichet, / Aber macht ein tollen kopff / So recht den versoffnen tropff / Mit verdienter růthe streichet». Dazu den fetten, auf einem Faß thronenden Bacchus, während rechts zwei Männer mit Hämmern auf den Kopf des Beduselten einschlagen. All diese Verse entsprechen ganz der Gesinnung Hans Jakobs, der in einer eindrücklichen väterlichen Ermahnung vom Sterbebett aus seine Nachkommen und Verwandten vor Unzucht, Saufen, Fressen, Spielen, Tabaktrinken und Schnupfen warnt. Zur Bekräftigung der Moral scheinen zwar die Figuren der Ofenwand über der Treppe nicht durchaus gut gewählt: «Hektor von Troja, Julius Caesar und Alexander magnus». Die in durchbrochenem Relief gearbeiteten Krönungskacheln bestehen mit Ausnahme der Wappenstücke aus Abgüssen desselben Models: zu Seiten einer Kartusche halten Engel eine Fruchtschnur; in der Mitte aber schreitet wehenden Gewandes Judith mit Schwert und dem Haupt des Holofernes, zweifellos eine echt barocke Anspielung auf den Ortsnamen Hauptwil. Neben den Schilden der Gonzenbach sind deren Gattinen heraldisch verewigt; Elisabeth Schlumpf und Cleopha von Schönau als die Frauen Hans Jakobs, Maria Locher als die Eheliebste des in Lyon den Geschäften vorstehenden Bartholomae.

Dieser prächtige Ofen ist nur eines von vielen Ausstattungsstücken, welche das Schloß im Laufe seiner Geschichte eingebüßt hat. Steigen wir vom ersten Hauptgeschoß in die nach Süden ebenerdigen Kellergewölbe, so benützen wir eine ehedem auch in die obern Stockwerke führende Wendeltreppe. Wir finden aber den ehemaligen Kapellenraum ausgeräumt. Orgelgehäuse, Kanzel und Taufstein haben eine neue und dem Gegenwartsleben verpflichtete Heimstatt in der Kirche Hauptwil gefunden. Leider ist das Schnitzwerk der Orgel bei der letzten Renovation nicht nur zum Teil unrichtig zusammengesetzt, sondern in der Farbgebung so glanzlos stumpf behandelt worden, daß die festlich barocke Wirkung heute ausbleibt. Drei Pfeifentürme umfassen zwei kleinere Felder des durch Waagrechte und Senkrechte klar gegliederten Prospektes. Die Verkröpfungen treten kaum aus der Fläche; Sockel, Fries und Gebälkstücke kennen keine Schweifungen. Die an sich harten Formen werden aber

Detail des Pfau-Ofens von 1665

umspielt von dichtem Federrankenwerk. Vom Krönungsschild mit dem Bekenntnis «Musica noster amor» (Der Musik gilt unsere Liebe) fallen beidseits Draperien und Früchtebündel, ebenso bei den seitlichen Ohren. Und außer zwei vollplastischen, trompetenblasenden Engeln vereinigen sich Engelsbüsten und gefiederte Köpfe zum himmlischen Konzertieren. Im Gegensatz zu der vom Schreibenden früher geäußerten Ansicht, das Werk könnte aus stilistischen Gründen doch schon ein bis zwei Jahrzehnte früher entstanden sein, wissen wir heute, daß 1713 ein älteres, geringeres Werk durch das heutige, formal allerdings eher rückwärtsblickende, ersetzt worden ist. Die charaktervolle Kanzel wurde am 19. Dezember 1713 durch den St. Galler Schreiner Jakob Ammann aufgerichtet. Was dieses Kunstwerk über die landläufigen Artgenossen der Zeit hebt, sind weder die einfachen, von korinthischen Säulen getragenen Bogenstellungen des fünfseitig vorspringenden Korbes noch das Schnitzwerk, das die Rückwand begleitet oder die über achtseitigem Grundriß in durchbrochener Arbeit aufsteigende Kuppel des Schalldeckels. Einzigartig für unsere Gegend dagegen die Verbindung des Korbes mit dem Boden durch einen prächtig geschnitzten Pelikan, der seinen Jungen die Brust bietet; ein Symbol der aufopfernden göttlichen Liebe. 1713 ließ

Caspar Gonzenbach, der insgesamt 1050 Gulden für die Ausstattung der Kapelle ausgelegt, auch einen Taufstein aus dunkelm Marmor herstellen. Über weichlinig geböschtem Sockel trägt ein achtseitiger Balusterschaft die kleine Schale. Eine hölzerne Kuppel mit vergoldetem Pinienzapfen schützt das Becken.

Bevor wir uns von den Kunstschätzen des Schlosses Hauptwil verabschieden, möchten wir in Kürze noch auf das Tortürmchen hinweisen, das meines Wissens in der schweizerischen Architektur seinesgleichen sucht. Der Unterbau zwar hält sich einigermaßen ans Landesübliche, wennschon das Tonnengewölbe des Durchlasses sehr eigenwillig von der Mittelachse weicht und merkwürdig kontrastiert zur sonstigen Symmetrie. Seitliche Rampen geleiten aus den herrschaftlichen Gärten ins Oberstübli. Seine Besonderheit aber verdankt das Türmli der Gestaltung des Uhren- und Glokkengeschosses. Kaum hat das Zeltdach des Unterbaues angesetzt, so bricht aus ihm der geschindelte Würfel des Uhrenhauses, dessen bunte Zeittafeln die Stunde nach allen vier Richtungen der Windrose anzeigen, 1672 brachte der Zürcher Uhrmacher Felix Bachofen das kunstvolle Werk in Gang. Über dem niedrigen Dächlein sitzt lustig der offene Dachreiter. Im Schutze seines sechsseitigen Spitzhelmes sind drei 1738, 1743 und 1745 durch die Schalch in Schaffhausen gegossene Glöcklein zwischen die beiden leicht gespreizten Tragbalken gehängt. Alles in allem ein ungewöhnlicher Bau, der mit seiner sich schachtelhalmartig verjüngenden Architektur an Pagoden, mit dem offenen Glockenträger an südliche Campanile erinnert. Gleichnishaft für das Erbauer-Geschlecht, wie er fest verankert im Mauerwerk der Terrassen und Rampen ansetzt, aber sozusagen über sich selbst hinaus zur Höhe mit weitern Horizonten strebt. Eigenständig, und doch der Ferne aufgeschlossen.

Alle Aufnahmen von Willy Müller Gottlieben für die Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau.

Abschied von Meersburg

Von Maria Lutz-Gantenbein

Nicht länger gönnst du, zu verweilen,
In deinem Frieden, tröstlich Wort.
Die Wolken, auch die Wellen eilen
Und tragen mich in Drangsal fort.

Noch sehe ich den Rebhang leuchten,
Tagfroh, in morgenjungem Grün
Und harre, daß die abendfeuchten
Mondgärten in die Sterne blühn.

Und ehe noch dein Ufer schwindet,
Wächst meine Sehnsucht, tränenschwer.
Wer so sein Herz in Liebe bindet,
Träumt ewig-neue Wiederkehr.